

Charles Lewinsky
Melnitz

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2021 Charles Lewinsky
Die Originalausgabe erschien 2006
im Nagel & Kimche Verlag, Zürich
Das Nachwort wurde vom Autor eigens
für diese Ausgabe verfasst
Covermotiv: Gemälde von Balthus, ›La Rue‹, 1933
Oil on canvas, 195 x 240 cm
Copyright © Balthus, The Museum of Modern Art,
New York, legacy James Thrall Soby

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/21/44/1
ISBN 978 3 257 07153 5

Immer, wenn er gestorben war, kam er wieder zurück. Am letzten Tag der Trauerwoche, wenn der Verlust sich im Alltag verlaufen hatte, wenn man den Schmerz schon suchen musste, ein Mückenstich, der gestern noch gejuckt hat und heute kaum mehr zu ertasten ist, wenn der Rücken wehtat vom Sitzen auf den niedrigen Hockern, die der alte Brauch den Hinterbliebenen für die sieben Tage zuweist, dann war er ganz selbstverständlich wieder da, trat unauffällig mit den anderen Besuchern ins Zimmer, durch keine Äußerlichkeit von ihnen unterschieden. Nur Essen brachte er keines mit, auch wenn das der Brauch gewesen wäre. In der Küche warteten die Töpfe und die zugedeckten Schüsseln in Reih und Glied, eine Ehrenwache für den Verstorbenen; er kam mit leeren Händen, nahm sich einen Stuhl, wie man es tut, sagte kein Wort, wenn er von den Trauernden nicht angesprochen wurde, stand auf, wenn sie beteten, setzte sich, wenn sie sich hinsetzten. Und wenn dann die andern, ihren Trostspruch murmelnd, sich verabschiedeten, blieb er einfach sitzen, war wieder da, wie er immer da gewesen war. Seine Ausdünstung von feuchtem Staub mischte sich mit den anderen Gerüchen des Trauerhauses, Schweiß, Talgkerzen, Ungeduld; er gehörte wieder dazu, trauerte mit, nahm Abschied von sich selber, seufzte sein vertrautes Seufzen, das halb ein Stöhnen war und halb ein Schnarchen, schlief ein mit hängendem Kopf und offenem Mund und war wieder da.

Salomon Meijer stand von seinem Hocker auf, stemmte den Körper in die Höhe, wie ein schweres Gewicht, wie ein Kuhvier-

tel oder einen Mühlensack Mehl, reckte sich, dass die Gelenke in den Schultern knackten, und sagte: »Nu. Lasst uns etwas essen.« Er war ein großer, breit gebauter Mann, der nur deshalb nicht kräftig wirkte, weil sein Kopf zu klein war für seine Statur, der Kopf eines Gelehrten auf dem Körper eines Bauern. Er hatte sich einen Backenbart wachsen lassen, der stellenweise – viel zu früh, meinte Salomon – schon weiß wurde. Darunter, vom Bart eingerahmt, bildete ein Geflecht aus geplatzen Äderchen zwei rote Flecken, die ihn immer wie angeschickert aussehen ließen, obwohl er nur zum feierlichen Kiddusch Wein trank, sonst höchstens mal, an ganz heißen Tagen, ein Bier oder zwei. Alles andere vernebelt den Kopf, und der Kopf ist der wichtigste Körperteil eines Viehhändlers.

Er war ganz schwarz gekleidet, nicht aus Trauer, sondern weil er sich eine andere Farbe nicht vorstellen konnte, trug einen altmodischen Gehrock aus schwerem Tuch, den er jetzt, wo keine Besucher mehr zu erwarten waren, aufknöpfte und hinter sich fallen ließ ohne sich umzusehen. Er ging davon aus, dass seine Golde den Gehrock schon auffangen und, wie es sich gehört, über eine Stuhllehne legen würde, und darin lag nichts Tyrannisches, nur die Selbstverständlichkeit klar aufgeteilter Bereiche. Er rückte sein seidenes Käppchen zurecht, eine überflüssige Geste, da es doch seit Jahren nicht verrutscht war, denn auf Salomon Meijers Schädel wuchsen keine widerspenstigen Haare. Schon als jungen Mann hatten ihn seine Freunde den Galech genannt, den Mönch, weil die kahle Stelle auf seinem Kopf sie an eine Tonsur erinnerte.

Auf dem Weg in die Küche rieb er sich die Hände, wie er es immer tat, wenn es ans Essen ging; als wasche er sich schon, noch bevor er beim Wasser angekommen war.

Golde, Frau Salomon Meijer, musste die Arme bis über den Kopf heben, um den Gehrock auszuschütteln. Sie war klein gewachsen, war früher einmal zart gewesen, so zart, dass im ersten

Jahr ihrer Ehe eine scherzhafte Gewohnheit entstanden war, die kein Außenstehender verstand oder auch nur bemerkte. Wenn Salomon beim Eingang des Sabbats den Bibelvers »Esches chajil mi jimzoh« zum Lob der Hausfrau sprach, dann machte er nach den ersten Worten eine Pause und sah sich suchend um, als habe er nicht »Wer eine tüchtige Frau findet« gesagt, sondern »Wer findet die tüchtige Frau?«. Früher, jung verheiratet und jung verliebt, hatte er an jedem Freitagabend eine Pantomime dazu aufgeführt, hatte in übertriebener Tölpelhaftigkeit nach seinem kleinen, feinen Frauchen gesucht, und hatte sie dann, endlich gefunden, an sich gezogen und sogar geküsst. Jetzt war davon nichts übrig geblieben als eine Pause und ein Blick, und wenn ihn jemand nach dem Grund dafür gefragt hätte, Salomon Meijer wäre selber ins Grübeln gekommen.

Golde war mit den Jahren dick geworden, sie hastete breitbeinig durchs Leben, ein eiliger Bauer beim Säen, trug ihr Kleid mit den schwarzseidenen Bändern wie ein Krug die Wärmehaube, und der rötliche Scheitel, obwohl bei der besten Perückenmacherin von Schwäbisch Hall gearbeitet, saß auf ihrem Kopf wie ein Vogelnest. Sie hatte die Gewohnheit angenommen, die Unterlippe tief in den Mund hineinzuziehen und darauf herumzukauen, was sie zahnlos aussehen ließ. Es kam Salomon manchmal vor, als ob irgendwann – nein, nicht irgendwann, musste er sich dann korrigieren: als ob nach jener langwierigen, schmerzhaften Geburt, nach jenen sinnlos durchschrienen Nächten, eine junge Frau ihn verlassen und eine Matrone deren Platz eingenommen hätte. Aber Golde war deshalb kein Vorwurf zu machen, und wer eine tüchtige Frau findet, heißt es, hat damit Wertvolleres gewonnen als die köstlichsten Perlen. Er sagte es jede Woche, machte eine Pause und sah sich suchend um.

Der Gehrock hing jetzt über der Lehne des lederbezogenen Sessels, in dem sich Salomon nach einem langen Tag auf der Landstraße gerne ausruhte, den er aber heute dem Rebbe, Raw

Bodenheimer, angeboten hatte. Nun mussten die Stühle zurück in Reih und Glied gebracht werden, es musste wieder Ordnung gemacht werden rund um Onkel Melnitz, dem das Kinn auf die Brust hing wie einem Toten.

»Nu? Ich habe Hunger!«, rief Salomon aus der Küche.

Für gewöhnlich, oder doch immer dann, wenn der Hausherr nicht in Geschäften unterwegs war, aß man bei Meijers im Vorderzimmer, das Mimi als Salon zu bezeichnen liebte, während es bei ihren Eltern einfach und poschet Stube hieß. Heute war dort der große Tisch gegen die Wand geschoben, so dass die Schabbeslampe ins Leere hing, man hatte Platz für die Besucher schaffen müssen, viel Platz, denn Salomon Meijer war ein geachteter Mann in Endingen, ein Vorsteher der Gemeinde und Verwalter der Armenkasse. Wer an seinen Simches ein Glas Kirschwasser »auf das Leben« getrunken hatte, der kam zu ihm auch bei einer Schiwe, um ihm die Ehre anzutun und weil man nie wissen konnte, wann man ihn brauchte. Salomon konstatierte es ohne Vorwurf.

Man aß also für einmal in der Küche, wo Chanele schon alles vorbereitet hatte. Sie war eine arme Verwandte, meinten die Leute in der Gemeinde, wenn auch die in Mischpochologie erfahrensten alten Weiber nicht zu sagen wussten, welchem Zweig des meijerschen Stammbaums sie entsprossen sein sollte. Salomon hatte sie damals, vor nun schon bald zwanzig Jahren, von einer Geschäftsreise ins Elsass mitgebracht, ein schreiendes, zappelndes Bündel, in Tücher gewickelt wie eine Straßburger Stopfgans. »Warum hätte er sie bei sich aufgenommen, wenn sie nicht mit ihm verwandt wäre?«, fragten die alten Weiber, und manche von ihnen, denen die Zähne ausgefallen waren, und die deshalb von allen Menschen das Schlechteste dachten, wiesen mit bedeutsamem Kopfnicken darauf hin, dass Chanele genau das gleiche Kinn habe wie Salomon, und dass man sich ja denken könne, warum er damals so oft ins Elsass gefahren sei.

In Wirklichkeit war die Sache ganz anders gewesen. Der goijische Doktor hatte Salomon erklärt, der Sohn, den sie hatten zerstückeln müssen, um ihn aus seiner Mutter herauszuholen, habe Golde so zerrissen, dass sie eine weitere schwere Geburt nicht überleben würde; er solle dankbar dafür sein, dass er wenigstens *ein* Kind habe, wenn auch nur ein Mädchen. »Danken Sie *Ihrem* Gott«, hatte er gesagt, ganz als gäbe es mehrere davon, und sie hätten ihre Zuständigkeiten so klar untereinander aufgeteilt wie der Amtsarzt und der Viehdoktor.

Nun weiß jeder, der praktisch zu denken versteht, dass ein Kind allein viel mehr Arbeit macht als zwei, und als sich auf einer Reise die Gelegenheit ergab – eine Mutter war im Kindbett gestorben und ihr Mann hatte darüber den Verstand verloren –, da griff Salomon zu, eine Investition, so praktisch und unsentimental, wie man ein Kalb billig kauft und durchfüttert, bis es sich als Milchkuh mehrfach bezahlt macht.

So war Chanele keine Tochter des Hauses, aber auch kein Dienstmädchen, wurde mal als das eine behandelt und mal als das andere, war niemandem im Herzen und niemandem im Weg. Sie trug Kleider, die sie sich selber nähte oder die Mimi nicht mehr gefielen, und ihre Haare waren in ein Netz gepackt, wie bei einer verheirateten Frau; wer keine Mitgift hat, muss auch nicht aussehen. Wenn sie lachte, war sie sogar hübsch, nur ihre Augenbrauen waren zu breit, sie strichen ihr Gesicht durch, wie man eine Rechnung durchstreicht, die falsch ist oder erledigt.

Chanele hatte die Mahlzeit auf dem Küchentisch angerichtet. Zu kochen hatte es nichts gegeben, denn um den Trauernden genau diese Arbeit zu ersparen, bringt man zu einer Schiwe ja Essen mit. Trotzdem brannte im Herd ein kräftiges Feuer, knackende Tannenscheite, die ihre Hitze schnell abgaben. Nachts gefror es draußen immer noch, obwohl man in zwei Wochen schon den Seder feiern würde; Pessach fiel früh in diesem Jahr 1871.

»Nu?«

Wenn Salomon Meijer Hunger hatte, wurde er ungeduldig. Er saß am Tisch, die Hände links und rechts auf das Holz gelegt, wie der Mohel seine Instrumente bereitlegt vor der Beschneidung. Er hatte schon Mauzi gemacht, hatte ein Stückchen Brot mit Salz bestreut, den Segensspruch darüber gesprochen und es in den Mund gesteckt. Dann hatte er aber nicht weiter zugegriffen, denn er legte Wert darauf, dass alle zusammen mit ihm am Tisch saßen, wenn er schon zu Hause war. Allein essen konnte er die ganze Woche. Jetzt trommelte er mit der rechten Hand auf die Tischplatte und hob dabei immer wieder im Takt das Handgelenk, wie Musikanten es tun, wenn sie Zuhörern ihre Kunstfertigkeit zeigen wollen. Seine Finger tanzten, aber es war kein fröhlicher Tanz, es konnte, wie im Wirtshaus, leicht eine Rauferei daraus werden.

Endlich kam Mimi herein, mit einem theatralischen Trippelschritt, der deutlich machen sollte, wie sehr sie sich doch beeilte. Sie hatte sich unnötigerweise noch einmal umgezogen und trug jetzt einen mausgrauen Hausmantel, eine Spur zu lang, dass der Saum über den Steinboden schleifte. »Die Leute«, sagte sie. »All diese Leute! Ist es nicht ennuyant?«

Mimi liebte kostbare Worte, wie sie alles Elegante liebte, pickte sie in gojischen Büchern auf, die sie sich heimlich bei Anne-Kathrin, der Tochter des Schulmeisters, auslieh, und streute sie als Goldstaub ins Alltagsgespräch. Wegen ihrer Neigung zur Vornehmheit mochte sie es auch nicht, dass man sie immer noch Mimi nannte, ein Kindername, dem sie längst – »Also wirklich, Mamme, längst!« – entwachsen war. Mit fünfzehn, man durfte sie bei Gefahr eines Tränengewitters nicht daran erinnern, hatte sie sich einmal auf Mimolette kapriziert, und Salomon, einem Spaß nie abgeneigt, hatte sie ein paar Tage lang tatsächlich so genannt, bevor er ihr lachend gestand, dass in Frankreich eine Käsesorte so hieß. Seither bemühte sie sich, als

Namen zumindest Miriam, wie sie ja auch tatsächlich hieß, durchzusetzen, hatte aber gegen die alte Familiengewohnheit nichts ausrichten können.

Mimi besaß alles, was zu einer Schönheit gehört, eine makellose weiße Haut, volle Lippen, große braune Augen, die immer ein bisschen feucht schimmerten, langes, sanft gewelltes schwarzes Haar. Aber aus irgendeinem Grund – sie hatte schon Stunden vor dem Spiegel verbracht und keine Erklärung dafür gefunden – passten die perfekten Einzelteile bei ihr nicht wirklich zusammen, wie manchmal eine Suppe trotz bester Zutaten einfach nicht schmecken will. Sie ließ sich diese Selbstzweifel nicht anmerken, gab sich im Gegenteil lieber hochmütig und sogar herablassend, dass ihre Mutter sie schon mehr als einmal gefragt hatte, ob sie sich eigentlich für die biblische Esther halte und darauf warte, dass Boten, auf der Suche nach den schönsten Jungfrauen, nach Edingen kämen, um sie ihrem König zuzuführen.

Jetzt saßen die vier um den Tisch. Es gab größere Familien in der Gemeinde, aber wenn Salomon Meijer die Seinen so betrachtete, dann war er ganz zufrieden mit dem, was Gott ihm gegeben hatte, eine sehr praktische Zufriedenheit, die darauf beruhte – wer weiß das besser als ein Viehhändler, der überall herumkommt? –, dass es ihm auch viel schlechter hätte ergehen können.

Es stand, wie das nach Schiwes immer ist, viel zu viel Essen auf dem Tisch. Allein drei Schüsseln mit gehackten Eiern, ein halber gesulzter Karpfen, ein Teller mit Heringen, wenigen und dünnen Heringen, denn der rote Moische war ein kleinlicher Mann, auch wenn er sich für sein Gewölbe ein Schild hatte malen lassen, das breiter war als der ganze Laden. Es war Brauch, die mitgebrachten Speisen einfach hinzustellen, ohne einen Namen und ohne ein Dankeschön, aber man kannte die Muster der Teller, wusste, wem welches Geschirr gehörte – wie hätte man es

sonst am nächsten Tag zurückgeben können? Der Topf mit dem Sauerkraut, um das zu wissen hätte es noch nicht einmal des abgebrochenen Henkels bedurft, kam von Feigle Dreifuss, die alle nur Mutter Feigle nannten, weil sie die Älteste im Dorf war. Sie machte jeden Herbst zwei große Fässer Sauerkraut mit Wacholderbeeren ein, obwohl in ihrem Haushalt schon lang niemand mehr da war, um sie aufzuessen, und verschenkte es dann zu allen Gelegenheiten, brachte Kindbetterinnen davon mit, um sie zu stärken, und Hinterbliebenen, um sie zu trösten.

Auf der Anrichte, in eine Zeitung gewickelt und in die hinterste Ecke geschoben wie Diebesgut, lag ein geflochtenes Brot, ein wunderschöner, mit Mohnsamen bestreuter Berches, den sie morgen unauffällig aus dem Haus schaffen und den Enten und Hühnern verfüttern würden. Christian Hauenstein, der Dorfbäcker, in dessen Ofen sie alle ihre Schabbes-Brote buken und ihren Schabbes-Kugel wärmten, hatte ihn geschickt, natürlich ohne selber vorbeizukommen. Er war ein moderner Mensch, ein Freisinniger, wie er gerne betonte, und wollte seinen jüdischen Kunden beweisen, dass er sie schätzte und keine Vorurteile gegen sie hegte. Niemand hatte es je übers Herz gebracht, ihm zu sagen, dass man seine gutgemeinten Brote nicht essen konnte, weil sie nicht koscher waren.

Aber wer braucht Brot, wenn Käsekuchen auf dem Tisch steht? Vor allem, wenn es der legendäre Käsekuchen ist, den nur Sarah Pomeranz so zu backen verstand. Naftali Pomeranz, am Namen unschwer als Zugereister zu erkennen, war zwar ein wichtiger Mann, Schlächter *und* Synagogendiener, Schochet *und* Schammes, er schien in diesen Ämtern sogar eine Dynastie begründen zu wollen, und sein Sohn Pinchas, den er zu seinem Nachfolger ausbildete, wusste den Halsschnitt schon so sauber anzusetzen wie der Vater, aber für den wahren Ruf des Hauses sorgte trotzdem Sarah mit ihrem Kuchen, ein Meisterwerk, war man sich einig, »wie Rothschild es nicht besser essen kann«, und

das war die höchste Anerkennung, die das Dorf in kulinarischen Dingen zu vergeben hatte.

Salomon hatte sich ein zweites Stück auf den Teller legen lassen und kaute genüsslich, während Golde, die fürs Stillsitzen nicht gemacht war, mit eingesogener Unterlippe schon ganz unruhig überlegte, was man in welche Schüssel umfüllen müsse, um am nächsten Morgen alles fremde Geschirr sauber gewaschen zurückgeben zu können. Mimi werkelte an einem kleinen Stück Kuchen herum, das sie mit ihrer Gabel in immer winzige Hälften zerteilte, und machte dazu das diskret angekelte Gesicht eines Arztes, den sein Beruf zu einem unangenehmen Eingriff zwingt.

»Morgen muss ich um vier aus dem Haus«, sagte Salomon. »Du kannst mir den ganzen Rest vom Kuchen als Proviant einpacken.«

»Fast den ganzen Rest. Ein Stück muss für mich übrig bleiben.« Chanele, deren unsichere Position im Haushalt sie zu einer guten Beobachterin gemacht hatte, wusste genau, wann sie sich solche kleinen Vorwitzigkeiten erlauben konnte. Jetzt hatte Salomon gut gegessen; er war also mild gestimmt.

»Nu, soll sein, ein Teil vom Rest.«

Mimi schob ihren zerkrümelten Kuchen von sich weg. »Ich weiß nicht, was ihr alle daran findet. Er schmeckt ordinaire.« Sie sprach das Wort mit so spitzen Lippen aus, dass alle wussten: sie meinte es französisch.

Golde nahm den Teller, sah ihn vorwurfsvoll an – »Verschwendung!«, sagte ihr Blick – und stellte ihn zu dem andern Geschirr, das Chanele später abwaschen würde. »Wo willst du morgen hin?«, fragte sie ihren Gatten, nicht aus wirklichem Interesse, sondern weil eine Esches Chajil die richtigen Fragen stellt.

»Nach Degermoos. Der junge Stalder-Bauer hat mir ausrichten lassen, dass er mit mir reden will. Ich kann mir schon den-

ken, worüber. Ihm geht das Heu aus. Er hat mir nicht glauben wollen, dass er sich zu viele Kühe hinstellt, mit seinem schlechten Land. Jetzt will er, ich soll sie zurückkaufen. Ich kauf aber nicht. Wer braucht Kühe, wenn das Gras noch nicht wächst?«

»Und deshalb gehst du hin? Um kein Geschäft zu machen?«

»Nicht dieses Geschäft. In Vogelsang hat einer die Seuche im Stall. Der hat zu viel Heu. Das werd ich dem Stalder sagen, und er kann sich eindecken.«

»Was hast du davon?«

»Heute nichts. Morgen vielleicht auch nichts. Aber übermorgen ...« Salomon kraulte sich den Backenbart, wegen der Kuchenkrümel und weil er mit sich zufrieden war. »Irgendwann wird er eine Behejme zu verkaufen haben, und es wird ein Tier sein, das ich brauchen kann. Ich werd ihm ein Angebot machen, und er wird es annehmen, weil er bei sich denken wird: ›Der Jud mit dem Schirm ist ein anständiger Mensch.‹ Und *dann* werd ich mein Geschäft machen.«

Die Sache mit dem Schirm war so: Wann immer Salomon Meijer über Land ging, hatte er einen dicken schwarzen Regenschirm bei sich, oben zusammengebunden, dass sich der Stoff bauschte wie eine Tasche. Er gebrauchte den Schirm als Spazierstock, stieß ihn bei jedem Schritt fest auf den Boden und hinterließ auf schlammigen Wegen oder im Schnee eine unverkennbare Spur: die Abdrücke von zwei schweren genagelten Sohlen und rechts davon eine Reihe von Löchern, so regelmäßig wie eine ordentliche Bäuerin sie macht, wenn sie Bohnen setzt. Das Besondere an dem Schirm und das, worüber die Leute redeten, war, dass Salomon ihn nie aufspannte, egal bei welchem Wetter. Selbst wenn es in Strömen goss, als sei die Zeit für einen neuen Noah und eine neue Arche gekommen, zog Salomon nur den Hut tiefer in die Stirne, schlug, wenn es ganz schlimm wurde, die Schöße seines langen Mantels über den Kopf und ging weiter, sich auf den Schirm lehnd und die Spitze bei jedem zweiten

Schritt in den Boden bohrend, dass sich der Regen hinter ihm in einer Reihe von kleinen Seen sammelte. Man kannte ihn deswegen rund um Endingen, lachte ihn auch deswegen aus, und wenn er sich, wie der rote Moische, ein Ladenschild hätte malen lassen, dann hätte, um Käufer an den richtigen Ort zu führen, nicht ›Viehhandlung Sal. Meijer‹ darauf stehen müssen, sondern ›Der Jud mit dem Schirm‹.

Salomon rülpste genüsslich, wie nach der großen Schabbes-Suude, wo es geradezu eine Mizwe ist, eine gottgefällige Tat, zu viel zu essen. Mimi verzog das Gesicht und murmelte etwas vor sich hin, das wahrscheinlich Französisch war, aber auf jeden Fall missbilligend. Salomon nahm eine Prise aus seiner Tabakdose, verzog mit gerümpfter Nase das Gesicht zur Grimasse und nieste schließlich laut und erlöst. »Jetzt fehlt mir nur noch eins«, sagte er und sah sich erwartungsvoll um. Chanele war, da man wohl noch länger in der Küche sitzen würde, in die Stube gegangen, um die zweite Petrollampe zu holen, und zog jetzt aus der einen Schürzentasche eine Steingutflasche, aus der anderen einen Zinnbecher und stellte beides vor ihn hin. »Sie kann zaubern wie die Hexe von Endor«, sagte Salomon zufrieden und schenkte sich ein.

Dann war das Gespräch in der Küche eingeschlafen, wie ein Kind mitten im Spiel plötzlich einschläft. Chanele wusch in dem großen braunen Holzeimer das Geschirr; es klapperte wie von ferne. Golde stellte die abgetrockneten Teller ins Regal zurück, ging die paar Schritte für jeden Teller einzeln, immer hin und her, ein Tanz ohne Partner, zu dem Salomon mit geschlossenen Augen eine Melodie brummte, mehr aus Satttheit als aus Musikalität. Mimi wischte vorwurfsvoll unsichtbare Krümel von ihrem Morgenmantel und überlegte, ob sie nicht doch einen anderen Stoff hätte auswählen sollen; sie hatte den nur genommen, weil der Händler ihn »taubengrau« genannt hatte, ein so schönes, weiches, schimmerndes Wort. Taubengrau.

Beim Haus nebenan, das eigentlich dasselbe Haus war, durch keine Brandmauer abgetrennt, und doch ein anderes, weil das Gesetz es so verlangte, beim anderen Eingang des Hauses also, wurde plötzlich an die Tür gehämmert, ungeduldig und heftig, wie man bei der Hebamme klopft, wenn jemand auf die Welt kommt, oder bei der Chewre, der Beerdigungsbruderschaft, wenn jemand sie verlässt. Es war keine Zeit, zu der man in Endingen noch Besuch bekam, weder bei Juden noch bei Goijim. In der anderen Haushälfte, mit eigener Eingangstür und eigener Treppe, um der Form des Gesetzes Genüge zu tun, wonach Christen und Juden nicht im selben Gebäude wohnen durften, lebte ihr Vermieter, der Schneider Oggenfuss mit Frau und drei Kindern, friedliche Leute, wenn man sie zu nehmen wusste. Sie pflegten eine gute Nachbarschaft, was bedeutete, das man sich gegenseitig wohlwollend übersah. Den Tod von Onkel Melnitz und all die Trauergäste, die sieben Tage lang ins Haus gekommen waren, hatte man bei Oggenfuss geflissentlich nicht bemerkt, in der eingeübten Blindheit von Menschen, die näher aufeinander wohnen, als sie eigentlich möchten. Und auch jetzt, wo etwas Ungewöhnliches, für Endinger Verhältnisse geradezu Sensationelles im Gang war, sah man sich in der meijerschen Küche nur fragend an, und schon hob Salomon die Schultern und sagte: »Nu!« – was in diesem Fall etwa bedeutete: »Sollen sie sich die Türen einschlagen, wenn sie wollen, uns geht das nichts an.«

Man hörte nebenan Schritte, ein unruhiges Hin und Her, aus dem man sich, wenn man neugierig gewesen wäre, hätte ausrechnen können, dass dort jemand, der schon zu Bett gegangen war, nach einer Kerze suchte, nach einem Fidibus, um sie an der Glut des Herdfeuers anzuzünden, nach einem Umschlagtuch, um das Nachthemd zu verdecken, dann klapperte der Fensterladen gegen die Mauer, ein Geräusch, das eigentlich zum frühen Morgen gehörte, und Oggenfuss, unfreundlich, wie es ängstliche Leute in unvertrauten Situationen sind, fragte, was es so Dringendes

gäbe und was das für eine Art sei, einen mitten in der Nacht aus dem Bett zu sprengen.

Eine fremde, heisere Stimme, durch einen bösen Husten unterbrochen, antwortete etwas Unverständliches. Oggenfuss, vom Aargauer Dialekt ins Hochdeutsche wechselnd, replizierte. Der Unbekannte wiederholte seinen Satz, aus dem man jetzt die Worte »bitte« und »besuchen« heraushören konnte, aber mit einem so ungewöhnlichen Akzent, dass Mimi ganz beglückt sagte: »Es ist ein Franzose.«

»Scha!«, machte Golde. Sie stand, eine leere Schüssel in der Hand, unter der offenen Küchentür, dort wo der Hausflur als Schallrohr wirkte, so dass man, auch wenn man nicht neugierig war, alles hören konnte, was auf der Straße vor sich ging. Aber von draußen drang jetzt nur noch das Husten des nächtlichen Besuchers herein, Oggenfuss sagte etwas Abschließendes, und oben wurde ein Fensterladen zugeschlagen. Dann vernahm man Frau Oggenfuss, ihre Worte nicht zu verstehen, aber der Tonfall drängend. Nach einer Pause knarrte nebenan die Treppe, ohne dass man einzelne Schritte hören konnte, wie es eben klingt, wenn jemand Pantoffeln trägt, die Haustür wurde geöffnet, und Oggenfuss sagte mit der leidenden Stimme eines Menschen, der zu einer Höflichkeit gezwungen wird, die er nicht empfindet: »Also? Wer sind Sie? Und was wollen Sie?«

Der fremde Mann hatte aufgehört zu husten, sagte aber noch nichts. In der Küche der Meijers bewegte sich niemand mehr. Wenn Salomon später davon erzählte, sagte er, es sei gewesen, als hätte Josua den Mond stillstehen lassen über dem Tal Ajalon. Chanele hatte einen Teller aus der Schüssel genommen; das Geschirrtuch war auf halbem Weg hängen geblieben, und Wasser tropfte auf die Steinfliesen. Mimi starrte eine Haarsträhne an, die sie sich um den Zeigfinger gewickelt hatte, und Golde stand nur einfach still, was das Ungewöhnlichste von allem war, denn Golde war sonst immer in Bewegung.

Und dann hatte der Unbekannte seine Stimme wiedergefunden und sagte etwas, das in der Küche alle verstanden.

Einen Namen sagte er.

Salomon Meijer.

Chanele, der so etwas nie passierte, ließ den Teller fallen.

Salomon sprang auf, lief zur Haustür, öffnete sie, so dass jetzt zwei Männer auf demselben kleinen Podest, drei Stufen über der frostglitzernden Straße standen, der eine in Nachthemd und Nachtmütze, eine Wolldecke über den Schultern, eine Kerze in der Hand, der andere, wenn auch ohne Rock, ganz korrekt gekleidet. Sie standen fast nebeneinander, denn die beiden Türen des Hauses waren nur eine Armlänge voneinander entfernt. Ogenfuss machte eine übertrieben höfliche Geste, bei der ihm die Decke von den Schultern rutschte, und sagte in einem förmlichen Ton, der mit seinem halbnackten Zustand seltsam kontrastierte: »Der Herr will wohl zu Ihnen, Herr Meijer.« Dann verschwand er in seiner Haushälfte und knallte die Tür hinter sich zu.

Der Mann auf der Straße begann zu lachen, hustete, krümmte sich schmerzhaft zusammen. In dem wenigen Licht, das aus dem Haus drang, war er nur undeutlich zu erkennen, eine schlanke Figur, die scheinbar eine weiße Pelzmütze trug.

»Salomon Meijer?«, fragte der Fremde. »Ich bin Janki.«

Jetzt erst sah Salomon, dass es keine Pelzmütze war, sondern ein Verband.